

Aus aller Welt.

Treue an den eigenen Eltern. Ein überaus trauriges Bild aus dem Familienleben entrollte eine Verhandlung vor der Strafkammer in Köln gegen die unverheiratete Anna Maria Schiefer aus Hürth bei Köln. Die Angeklagte lebte mit ihrem Kinde bei ihren betagten Eltern, von denen die 60jährige Mutter erblindet ist. Unzählige Male wurden die alten Leute in der rohesten Weise von der entarteten Tochter mißhandelt, bis schließlich der Vater in seiner Verzweiflung zum Ortsvorsteher lief und Anzeige erstattete. Die erblindete Mutter sagte als Beginn aus: „Zwei bis drei Jahre lang hat sie uns immer mißhandelt, uns mit Todtschlag bedroht; wenn wir nicht für sie und ihr Kind sorgten, beschimpfte sie uns mit den gemeinsten Worten, erbrach den Schrank und stahl daraus ein Sparkastenbuch, auf das sie 50 M. erhob.“ Es wurde festgestellt, daß die Angeklagte ihren Vater wiederholt mit dem Felsenstiel mißhandelte, daß sie ihm einmal einen schweren Steinwurf an den Kopf schlug, wobei der alte Mann eine schwere Verletzung erlitt. Dann bestiegte der Ortsvorsteher, daß der Vater mit verbranntem Gesicht zu ihm gekommen sei, weil ihm die Tochter eine Tasse glühend heißen Kaffees an den Kopf geworfen hatte. Die blinde Mutter wurde mit Faustschlägen ins Gesicht traktiert. Die Feder sträubt sich, die Rohheiten alle zu beschreiben. Der Staatsanwalt beantragte gegen die Angeklagte 18 Monate Gefängnis; das Gericht erkannte auf 9 Monate.

Nach tritt der Tod den Menschen an. Wenn der unerbittlich Tod plötzlich und unerwartet ein junges, blühendes Menschenleben dahintrifft, dann kann sich auch in ganz gewöhnlichen Fällen selbst der Fernstehende dem Mitleid nicht verschließen. Wie viel mehr muß es jeden ergreifen, wenn ein junges Menschenkind unmittelbar vor seiner schönsten Stunde, vor der Trauung mit dem Geliebten, dahingerafft wird. Dieser Fall ereignete sich in Paris, wie die deutsche „Pariser Zeitung“ erzählt, vor einigen Tagen. Ein junges Dienstmädchen, das um Mittag getraut werden sollte, begab sich kurz nach 10 Uhr im Brautkleid in den gegenüberliegenden Briserfalon, um sich für den großen Akt wieder schön machen zu lassen. Bei der Rückkehr achtete sie in ihrer Freude nicht auf einen herankommenden Transporthwagen, so daß sie überfahren wurde und sterbend noch dem Hospital gebracht werden mußte. Unterdessen war der Bräutigam mit seiner Familie schon auf der Mairie angelangt, wohin die Angehörigen der Braut die Schreckenskunde brachten. Der Bräutigam gerieth bei der Nachricht in einen halb traumhaften Zustand, so daß man ihm nicht einmal gestatten konnte, die sterbende Braut zu sehen.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Frankfurter Schauspielhaus.

Die erste Aufführung aus dem „Cyllus klassischer Dramen“, die der „Antigone“ von Sophokles, fand am Samstag statt und erinnerte an eine, die vor längeren Jahren hier im Opernhaus einen unaussprechlichen Eindruck machte. Als damals der zweigeteilte Vorhang auseinander ging, sah man die zweifelhafte Bühne, unten der Chor, aus thebanischen älteren Bürgern bestehend, welche die eint von der Leidenschaft der handelnden Personen ergriffene Menschheit darstellen, und oben die im Konflikt vom Herz und Verstand sich zersplitternden. Der enge Raum, auf dem Letztere sich zu bewegen hatten, hemmte schon die allzu leidenschaftlichen Rundgebungen, und das furchtbare Gefühl unbezwingbar hohen stolzen Sinnes und unerschütterlichen Herrscherbewußtseins trat durch die klassisch beherrschte Ruhe an so erhabener in die Erscheinung. Ein anderes Bild war das herrliche. In eine farbenreiche heitere Dekoration tritt Antigone (Hr. Rottmann), nicht im schwarzen Trauerkleid den Trag auf der Schulter, mit dessen Inhalt sie den geliebten Leichnam weichen will, sondern im weichen, leicht und reizvoll mit schwarz verziertem Kleide und stürmisch aufgeregt überredete sie Jemene zur fähigen That. Diesen aufgeregten leidenschaftlichen Ton wahrte auch Herr Diegelmann als Kreon; geküht und mit edler Würde sprach Herr Ludwig den Haimon und Herr Feil als Chorführer verdient bedingungslose Anerkennung; daselbe gilt auch von Herrn Luerbach als Vot; den Teiresias (Herr Papprammer) hätten wir maßvoller gewünscht. Gut waren die Damen Mondthal und Pollner als Esmene und Eurichse. Das Publikum schien die klassische Größe, die uns bei diesem Meisterwerk vorrückte, nicht zu vermissen und spendete der Regie und den Darstellern warmen — und auch verdienten Beifall.

Weltall und Menschheit. Hat der Mensch schon vor den großen Eiszeiten in Europa gelebt? In den soeben erschienenen Vorträgen 31 und 32 des Werkes „Weltall und Menschheit“ nimmt Universitätsprofessor Dr. Hermann Klaafsch, in dem „Weltall“, die Eiszeiten in ihren Beziehungen zu den ältesten Kulturstätten in Europa“ auf Grund seiner eigenen gründlichen Forschungen in Frankreich und Deutschland Stellung zu der Streitfrage. Nach Klaafsch Meinung, die von namhaften Forschern unterstützt wird, hat der Mensch nicht nur schon vor der letzten, sondern auch bereits vor der ersten Eiszeit Europa bewohnt, jedoch nur die Entstehung des Menschengeschlechts mindestens in den letzten Teil der sogenannten Periode der Erdentwicklung zu verlegen haben. Die überaus klaren und geistvollen Ausführungen werden, wie die bisherigen Teile des Werkes, durch eine Fülle wirklicher Illustrationen erläutert und ergänzt.

Waldhäuschen 20 Min. von Wiesbaden. Restaurant und Sommerfrische. Schönstes u. idyllisches Wald-Rest. Wiesbaden. Fremdenzimmer mit Pension zu 4.50 M. pro Tag. — Sitzplätze für ca. 2000 Personen. — Grosse Lokalkitäten zur Abhaltung von Festlichkeiten. Vereine. Private etc. Telefon No. 2067. Karl Müller. 896

Lokales.

Wiesbaden, den 19. Mai.

Reiseverkehr. Von der Königlich Eisenbahn-Bezirksinspektion erhalten wir folgende Zuschrift: Mit dem Eintritt warmen Wetters ist der Reiseverkehr an Sonn- und Feiertagen bei den Nachmittagszügen im Rheingau wiederum stark angewachsen, was sich namentlich Abends bei den Zügen in der Richtung nach Wiesbaden und Frankfurt a. M. unangenehm fühlbar macht. Zur Bewältigung dieses erheblichen und sich auf wenige Stunden concentrirten Verkehrs werden nun die regelmäßig fahrenden Züge an Sonn- und Feiertagen bis zur Belastungsgrenze verstärkt und einzelne derselben in zwei Theile also doppelt gefahren. Außerdem hat die Eisenbahnverwaltung wiederum besondere Züge eingerichtet, die regelmäßig an Sonn- und Feiertagen verkehren und deren Fahrzeiten aus jedem Kursbuch zu ersehen sind. Leider genügen diese Einrichtungen nicht auf eine Ueberfüllung einzelner Züge zu vermeiden, da die Reisenden immer die täglich verkehrenden Züge vor den Sonntagszügen bevorzugen und von der in den Sonntagszügen gebotenen Fahrgelegenheiten viel zu wenig Gebrauch machen. So ist z. B. der um 8,07 aus Eltville abfahrende täglich verkehrende Zug regelmäßig bis auf den letzten Platz gefüllt, während in dem um 7,43 nach Frankfurt a. M. und den beiden um 7,53 und 8,32 nach Wiesbaden abfahrenden Sonntagszügen ganze Wagenabtheile ja ganze Wagen unbesetzt bleiben. Dies ist im Interesse der von weiterkommenden Reisenden zu bedauern, aber auch die Sonntagsausflügler würden bequemer reisen und ein Gebirge vermeiden, wenn sie diese Sonntagszüge mehr wie bisher benutzen wollten. Es kann deshalb allen Reisenden, die an Sonntagen die Eisenbahn auf kurze Entfernung benutzen nur dringend empfohlen werden, immer in erster Linie die Sonntagszüge zu wählen. Dabei wird auch die Aussicht auf Beförderung größer, da die Sonntagszüge meist vor den täglichen Zügen verkehren und also bei einer etwaigen Ueberfüllung des Sonntagszuges immer noch der tägliche Zug nachfolgt.

Es liegt im Interesse aller Reisenden, daß auf diese Weise jeder für sein Theil zu einer besseren Vertheilung des Andrangs auf die gebotenen Verkehrsmittel beiträgt. Besonders aber können Vereine und größere Gesellschaften durch Bevorzugung der Sonntagszüge wohlthätig wirken. Auch sei wiederholt darauf hingewiesen, daß der Eisenbahnverwaltung die Vereinfachung leerer Wagen erleichtert wird, wenn Vereine und größere Gesellschaften die Zahl der Teilnehmer und der Wagenklasse sowohl für die Hinreise wie die Rückreise der jedesmaligen Einreisegast vorher frühzeitig mittheilen wollten.

Ein einheitlicher Tarif, wie man ihn sich nicht besser denken könnte ist bereits seit Jahren von einem hiesigen Reiseinstitut eingeführt. Hier ist kein Preisunterschied für Hoch oder Niedrig vorhanden; ja es ist sogar ganz gleich, ob man sein Retourbillet zu einer Rhein- oder zu einer Schweizer-Reise entnimmt und nimmt man ein Rundreisebillet für vier verschiedene Gesellschaftsreisen, so kommt man für eine Mark schon sehr weit. Es ist daher kein Wunder, daß der Andrang ein sehr großer und die Zahl der Passagiere in stetem Wachsen begriffen ist; der beste Beweis, wie etwas Praktisch-Nützliches in Wiesbaden stets an Boden gewinnt, so daß selbst unsere Schulen sich zu Exkursionen mit besonderer Freiermählung drängen; wir meinen im Kaiser-Panorama, Rheinstraße 37. Daselbe bietet uns in dieser Woche Gelegenheit die wunderbaren Naturschönheiten der Insel Corsika kennen zu lernen, sowie eine Reise durch Holland zu machen, wo wir die Städte Rotterdam, Utrecht, Arnheim, Dordrecht, Dordrecht, den Haag, Nymwegen, Delft usw. besuchen und uns außerdem an fesselnden Seestücken und Hafenstudien, sowie romantisch-schönen Landschaftsbildern ergötzen.

Patentwesen. Durch das Patent- und technische Bureau von Louis Gollé, Wiesbaden, Rheinstraße 26, Telefon 2913, wurden nachstehende Schutzrechte erwirkt: Nr. 198298, Gebrauchsmuster auf Briefkastenaufsatz. Inhaber: Franz Jaber, Architekt, Wiesbaden, Wilhelmstraße 5. Nr. 199150, Gebrauchsmuster: auf Tisch- und Tischfeuerzeug, bei welchem die Rändhölzer in einer mit Rändmasse getränkter Alufestmasse stecken. Inhaber: Heinrich Dendorf, Uhrmachermeister, Kiedsheim a. Rh. Nr. 59408, Warenzeichen auf die Darstellung der Burg Lauen. Inhaber: Jac. Dieß, Söhne, Weingroßhandlung, auf Burg Lauen bei Wingerbrück a. Rh. Nr. 10654, bestimmtes Patent in England auf Ventilation der Eisenbahnwagen. Inhaber: A. Reimann, Fabrikbesitzer, Berlin. Nr. 32347 Patent in Frankreich, auf dieselbe Einrichtung.

Sparverein „Zukunft.“ Komenden Sonntag, den 24. Mai cr. veranstaltet genannter Verein eine große humoristische Unterhaltung mit Tanz im Saale zur „Germania“, Blatterstraße 100 (Wef. Jac. Koob). Für den unterhaltenden Theil ist der beliebte Humorist Hch. Lehmann gewonnen, welcher auch diesmal wieder durch seine ungelungenen Vorträge die heiterste Stimmung hervorrufen wird. Namentlich wird derselbe die neuesten Reutter-Couplets, wie „Großmutter's Geschichten“, „Das Himmelmelch“ usw. und auf mehrseitigen Wunsch die „Kika-Katharina“ zum Vortrag bringen. Auch wird es an einem flotten Tanzchen nicht fehlen, da für vorzügliche Musik Sorge getragen ist.

Der Väterklub „Heiterkeit“ feiert am 2. Pfingsttage das Fest seiner Fahrenweih, verbunden mit Volksfest, Nachmittags auf dem Markthorn und Abends Ball im kath. Gefellenhaus. Die Lieferung der kostbar gestickten Fahne sowie einer von den Festigungsfrauen gestifteten gestickten Fahnenstange wurde der Wiesbadener Fahrenfabrik Wilhelm Hammann hier übertragen. — Am selben Tage feiert auch der Väterklubverein sein 20. Stiftungsfest. Dieses Fest, welches auf der Kronenburg gefeiert wird und zu dem sich 14 Vereine angemeldet haben, verspricht einen sehr schönen Verlauf zu nehmen. Auch hier wurde die Wiesbadener Fahrenfabrik Wilh. Hammann mit der Gesamtlieferung, bestehend in Schleifen, Schärpen etc. betraut.



Frankfurt a. M. Fruchtpreise, mitgetheilt von der Preisnotirungsbörse der Landwirtschaftskammer am Fruchtmarkt zu Frankfurt a. M., Montag, 18. Mai, Nachmittags 12¹⁵ Uhr. Der 100 Kilo gute marktfähige Waare, je nach Qual., loco Frankfurt a. M. Weizen, dießiger, M. 17.00 bis 17.10. Roggen, dießiger, M. 15.— bis 15.25. Gerste, Ried- und Pfälzer- M. — bis —, Wetterauer M. — bis —, Hafer, dießiger M. 14.50 bis 15.25. Raps, dießiger M. — bis —, Mais Ried M. 11.85 bis 12.—, Mais Paplatz M. — bis —, Heu u. Stroh Notirung vom 15. Mai. Heu (neuer) 5.60—7.00, (alter) 0.— bis 0.00 M., Roggenstroh (Langstroh) 3.60 bis 4.40 M.

Wies, 15. Mai. Weizen M. 17.50 bis 17.75, weißer M. — bis —, Roggen M. 14.66 bis 14.86. Gerste M. — bis —, Hafer (neuer) M. — bis —, (alter) M. 13.80 bis 14.40.

Mainz, 15. Mai. (Offizielle Notirungen.) Weizen 17.15—17.75, Roggen 14.70—15.25, Gerste 15.20—15.90. Hafer 14.00—14.80, Raps 23.50—23.90, Mais 00.00—00.00.

Mannheim, 18. Mai. Amtliche Notirung der dortigen Börse (eigene Depesche). Weizen, pfälzer 17.25 bis 17.50 M., Roggen, pfälzer 15.25 bis — M., Gerste, pfälzer 16.75 bis 17.25 M., Hafer, badischer 14.00—15.00 M., Raps (neuer) 24.— bis — M., Mais 12.25—00.00 M.

Frankfurt, 18. Mai. Der heutige Viehmarkt war mit 479 Ochsen, 37 Bullen, 707 Kühen, Kindern u. Stiere, 234 Kälber, 141 Schafe und Hammel, 1111 Schweine, 0 Ziegen, 0 Ziegenlamm. und 2 Schafälmmen bedeckt.

Ochsen a. vollfleischige, ausgewählte höchsten Schlachtwerthes bis zu 6 Jahren 68—70 M., b. junge fleischige, nicht ausgewählte und ältere ausgewählte 64—66 M., c. mäßig genährte, junge, gut genährte ältere 61—62 d. gering genährte jeb. Alters 00—00. Bullen: a. vollfleischige höchsten Schlachtwerthes 62—64 M., b. mäßig genährte jüngere und gut genährte ältere 59—61 M., c. gering genährte 00—00 M. Kühe und Färken (Stiere und Kinder) höchsten Schlachtwerthes 63 bis 65 M., b. vollfleischige, ausgewählte Kühe höchsten Schlachtwerthes bis zu 7 Jahren 60—62 M., c. ältere ausgewählte Kühe und wenig gut entwickelte jüngere Kühe und Färken (Stiere u. Kinder) 50—52 M., d. mäßig genährte Kühe und Färken (Stiere und Kinder) 47—49 M., e. gering genährte Kühe und Färken (Stiere und Kinder) — M., Kälber: a. feine Maß- (Vollm. Maß) und beste Sauglälber (Schlachtgewicht) 83—84 Pfg., (Lebendgewicht) 49—51 Pfg., b. mittlere Maß- und gute Sauglälber (Schlachtgewicht) 78—80 Pfg., (Lebendgewicht) 46—48 Pfg., c. geringe Sauglälber (Schlachtgewicht) 65—67 Pfg., (Lebendgewicht) — Pfg., d. ältere gering genährte Kälber (Kreiser) — Pfg., e. Schafe: a. Maßlamm u. jüngere Maßlamm (Schlachtgewicht) 68—70 Pfg., (Lebendgewicht) — Pfg., b. ältere Maßlamm (Schlachtgewicht) 64—66 Pfg., (Lebendgewicht) — Pfg., c. mäßig genährte Hammel und Schafe (Mergschafe) (Schlachtgewicht) 00—00 Pfg., (Lebendgewicht) — Pfg., d. Schafe: a. vollfleischige der feinsten Rassen und deren Kreuzungen im Alter bis zu 1 1/2 Jahren (Schlachtgewicht) 55—56 Pfg., (Lebendgewicht) 44—00 Pfg., b. fleischige (Schlachtgewicht) 54—00 Pfg., (Lebendgewicht) 43—00 Pfg., c. gering entwickelte, sowie Sauen und Eber 46—50 Pfg., d. ausländische Schweine (unter Angabe der Herkunft) 00—00 Pfg. Die Preisnotirungskommission.

Echt schwarz

Damen-Strümpfe

gewebt, extralang, mit verstärkten Hochfersen, Sohlen- und Spitzen das Paar

50 Pfg.

75, 100, 125, 150 Pfg. bis zu den besten und feinsten Florstrümpfen. Billigste Qualitäten zu 15, 20, 35 Pfg.

Neuheiten in bunten und durchbrochenen Strümpfen.

L. Schwenck, 9 Mühlgasse 9

Wiesbaden, gegr. 1873. 2559

Billige Schuhe!

Von heute bis Pfingsten für Jedermann auf meine sämtlichen Waaren

10% Rabatt.

Schuhwaarenhaus Fiedler,
9 Mauritiusstraße 9. 2862

Trauringe

• Kein Laden. — Grosses Lager. •

sowie alle Gold-, Silberwaaren und Uhren

kaufen Sie sehr billig im

Etagengeschäft von Fritz Lehmann, Goldarbeiter

Langgasse 3, I. Stiege, an der Marktstrasse. 909

Der Landwirth.

Wochenbeilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“

Nr. 18.

Wiesbaden, den 20. Mai.

XVIII. Jahrgang.

Zur Pflege der Haut unserer Nutzthiere

Die Haut ist ein wichtiger Bestandtheil des thierischen Körpers. Sie stellt nicht bloß eine Decke dar, welche dem Thiere den notwendigen Schutz gegen äußere Einflüsse der Witterung gewährt, sondern sie nimmt mittelst verschiedener Organe an dem Stoffwechsel selbst Theil.

Mit dem Ausdruck „Stoffwechsel“ bezeichnen wir den fortwährenden Zerfall und die Ausscheidung, sowie die unausgesetzte Neubildung von Körpersubstanzen. Infolge des Lebensprozesses wird nämlich fortgesetzt ein Theil des Körpermaterials abgemindert. Jede Bewegung, sei sie willkürlich oder unwillkürlich, das Atmen, die Arbeit der Verdauungsorgane, die Thätigkeit der Sinne, des Gehirns u. s. w., gehen nur vor sich auf Kosten der Körpersubstanzen, von Eiweiß und Fett. Letztere zerfallen dabei und werden theils als Kohlensäure, theils als Ammoniak, Wasser u. s. w. durch die Thätigkeit der Lungen und der Haut und zugleich mit einem Theile von Mineralsubstanzen in den flüssigen Ausscheidungen aus dem Organismus gebracht. Der Verbrauch an organischen Säften und Gebilden ist um so stärker, je energiegelicher die Lebens-thätigkeit der Organe, je größer die Leistung eines Thieres ist. Durch die Verdauung des Blutes wird der verbrauchte Stoff immer auf neue ergänzt, die stete Konjunktion in jedem einzelnen Organtheil begleitet eine ununterbrochene Erneuerung.

Der normale Verlauf des Stoffwechsels ist für das Wohlbefinden der Thiere von der größten Bedeutung; er ist gleichsam die Grundbedingung einer andauernden Gesundheit. Mit Bezug auf den Stoffwechsel kommt es nun nicht allein darauf an, daß der Körper die notwendigen Nährstoffe aufnimmt und assimiliert, sondern die zerfallenen aufgetragenen Substanzen müssen auf dem durch den Organismus bedingten Wege abgeführt werden.

Bei der Ausbildung wird, wie gesagt, zum Theil unmittelbar Kohlensäure erzeugt und durch die Lungen ausgeschieden. Im größten Theile dagegen entstehen eigenthümliche Rückbildungsstoffe, die entweder direkt den Weg zum Hute zurücknehmen oder von einem besonderen Gefäßsysteme aufgenommen und durch besondere Organe ausgeschieden werden. Die Ausscheidung der in das Blut aufgenommenen Rückbildungsstoffe erfolgt durch eine Reihe eigenthümlicher und mannigfaltig gebauter Organe, die wir mit dem Namen Drüsen bezeichnen.

An diesen Ausscheidungen nimmt die Haut wesentlichen Theil, denn durch dieselbe werden etwa 17 Proz. sämtlicher verbrauchter organischer Stoffe ausgeschieden. Dieselbe ist nämlich mit Drüsen reichlich besetzt, welche in der äußeren Haut eingebettet und verschiedenartig gebildet sind. Neben der Ausscheidung gewisser organischer Rückbildungsstoffe unterhalten sie eine reiche dunstförmige Wasserabsonderung. Im übrigen entweicht durch die Haut auch etwas Kohlensäure und Ammoniakgas.

Die Drüsen der Haut sind eigentliche Ausscheidungsorgane, welche im Gegenstze zu den Organen der Sekretion Extremitätenorgane genannt werden. Wir unterscheiden zunächst die Schweißdrüsen, welche bekanntlich eine Flüssigkeit, den Schweiß, absondern. Derselbe enthält außer Wasser Milchsäure, Essigsäure und eigenthümliche organische Stoffe, sowie auch geringe Mengen anorganischer Bestandtheile, wie phosphorhaltige Salze, Kochsalz, Chlorammonium, milchsaures Ammoniak und Eisenoxyd. Bei starker Thätigkeit der Drüsen tritt der Schweiß in Tropfen auf die Oberhaut, im anderen Falle verdunstet er sofort, ohne daß wir sein Vorhandensein wahrnehmen.

Thiere, welche stark geschwitzt sind, wie dieses nicht selten bei Jagdhunden infolge anstrengender Arbeit vorkommt, müssen bald die Zeit der Ruhe eintritt, gut abgetrocknet und etwa mit einem Strohwisch abgerieben werden. Im anderen Falle können leicht infolge der starken Verdunstung des Schweißes Hautkrankheiten eintreten. Das Abreiben der Thiere erreicht sich auch dann von Nutzen, wenn dieselben etwa vom Regen stark durchnäßt sind oder in die Schwemme geführt werden. Das Abreiben übt einen wohlthätigen Reiz auf die Haut aus, wodurch die Blutzirkulation befördert und die Thätigkeit der Drüsen angeregt wird.

Im Sommer wende man besonders bei Pferden das Baden mit Wasser an oder führe sie in die Schwemme. Das Baden und Schwimmen der Pferde ist eine sehr wohlthätige Erfrischung, doch müssen dieselben vorher gepuht werden, weil der Staub beim Schwimmen keineswegs abgeht. Das Schwimmen von erkrankten Pferden bei kaltem Wetter oder in kaltem Wasser (unter 15 Grad C.) ist jedoch nachtheilig. Beim Rindvieh leistet das Baden mit Wasser dann gute Dienste, wenn die Haut zwischen etwas stark mit Rot beschnitten ist.

Bei rauher Witterung wird es unter Umständen empfehlenswerth sein, die Thiere mit einer Decke zu bedecken. Für Thiere, welche bei rauher, stürmischer Witterung auf der Weide sind, wird das Bedecken mit leinenen Decken empfohlen. Besonders nachtheilig ist das Auslegen von Decken bei Zugtieren, welche nach anstrengender, das Schwitzen befördernder Arbeit ruhig stehen sollen. Unter diesen Umständen können bei rauher Witterung leicht gefährliche Erkältungen entstehen.

Neben den Schweißdrüsen befinden sich in der Haut die Talgdrüsen. Sie sondern eine fettige, ölhaltige Flüssigkeit ab, welche an der Oberfläche der Haut leicht erhärtet. Von der Haut werden immer einzelne abgestorbene Theilchen abgehoben. Sie stellen sich dem Auge als Schuppchen dar und bilden einen wesentlichen Bestandtheil des Staubes, der in der Haut liegt. Mit den Ausscheidungen der Schweiß- und Talgdrüsen vermischt der Staub gleichsam eine Kruste, welche die Haut überzieht. Um die Thätigkeit der Drüsen zu erhalten und zu beleben, muß zunächst die Haut von allem Staube und Schmutz gereinigt werden. Hierzu bedient man sich in der Regel des Striegels und der Bürste. Mittels des Striegels soll der festliegende Staub gelockert werden, damit er sich mit der Bürste leicht entfernen läßt. Es kann aber nicht oft genug hervorgehoben werden, daß der Striegel nur mit der größten Vorsicht gebraucht werden darf. Durch die sorglose Anwendung desselben schärfer Striegel wird mehr geschadet, wie genützt, und das Thier ohne Noth Schmerzen bereitet. Durch scharfes

Striegeln werden nicht allein die abgestorbenen Schuppchen der Oberhaut gelockert, sondern es werden auch noch lebende Zellen der Haut zerrissen und Theilchen derselben gelöst, welche noch in fester Verbindung mit der Haut stehen. Dierhalb werde der Striegel nur äußerst vorsichtig gebraucht und mehr die Bürste benutzt. Mittels guter Bürste läßt sich die Haut auch vollkommen rein halten, besonders wenn die Reinigung regelmäßig geschieht.

Landwirthschaft.

Geht das in den Futtermitteln verabreichte Fett direkt in die Milch über? Versuche mit einer Ziege haben ergeben, daß die Butter fester und konsistenter wurde, wenn der Tagesration Palmkernfett in steigender Menge zugeführt wurde, während bei Zufuhr von Rüböl das Umgekehrte der Fall war, die Butter wurde weicher. Die Beschaffenheit der Butter richtete sich demnach nach der Beschaffenheit des Futters, welches zu der Annahme berechtigt, daß das Fett der Futtermittel direkt in die Milch übergeht. Dieses ist sehr wichtig für die Praxis, indem man es durch die Fütterung der Milchthiere in der Hand hat, die Beschaffenheit der Butter je nach den Bedürfnissen des Marktes nach Belieben zu verändern. Die Möglichkeit des direkten Ueberganges des Nahrungsfettes in die Gewebe des Thierkörpers wurde auch schon durch Versuche mit Hunden nachgewiesen, indem es gelang, durch Fütterung eigenthümlicher Fettarten, wie Leinöl, Rüböl etc. im Körper des Hundes eine Ablagerung solchen Fettes zu erzeugen, welches in seinen Eigenschaften dem aufgenommenen gleich und von dem gewöhnlichen normalen Hundefett verschieden war.

Margarine-Butter läßt sich selbst für das geübteste Auge schwer von Naturbutter unterscheiden; es ist daher rathsam, vorerst eine Kleinigkeit davon der Feuerprobe zu unterziehen. Zu diesem Zweck befeuchtet man unbeschriebenes Briefpapier mit der betreffenden Butter und zündet es an; verbreitet sich dann ein unangenehmer, brandiger Talggeruch, so handelt es sich um Kunstbutter, während Naturbutter bei demselben Prozeß einen aromatischen Geruch entwickelt. Außerdem setzt sich Margarine beim Auslassen und Braunbraten als fester brauner Bodensatz am Gefäß fest, während die obere Fetttheile hellgelb bleiben. Der oben erwähnte eigenartige Geruch läßt auch hierbei keine Täuschung zu.

Die Euterentzündung kommt vor bei Kühen, die an Lungentuberkulose leiden. Bei dieser chronischen, durch den Tuberkelbazillus verursachten Krankheit schwellen die Viertel zuerst langsam an, es zeigen sich im Euter Knoten, die Milch wird wässrig, schleimig und verfiert, wenn die Thiere nicht vorher geschlachtet werden, schließlich ganz. Mit dem Fortschreiten der Krankheit zeigen die Thiere leichtes Fieber, und beim Versiegen der Milch schwillt das Euter fest an und wird steinhart. Milch aus tuberkulösen Eutern bewirkt, daß die Tuberkelbazillen ebenfalls enthält, in rohem Zustande genossen, bei Menschen und Thieren die unheilbare Lungentuberkulose (Lungen-schwindsucht), ebenso die Butter aus solcher Milch.

Obst- und Gartenbau

Die Düngung der Spargelselder auf leichten, sandigen Bodenarten kann gar nicht intensiv genug geschehen. Der Stallmist ist beim Spargelsbau auf die Dauer nicht zu ersetzen, insbesondere spielen hier die physikalischen Eigenschaften eine große Rolle. Die geeignetste Zeit zur Düngung ist nach der Ernte im Juni, Juli. Der Stallmist wird alsdann in die vertieften Wege eingebracht, gleichmäßig vertheilt und mit einer leichten Erdschicht bedeckt. Unter der Erdbedeckung wird der Mist verrotten, und gewährt den im gleichen Jahre sich entwickelnden Stengeln wichtige Nahrung, so daß die Wirkung der Düngung schon im nächsten Jahre zu beobachten ist, während bei einer Düngung im Herbst oder Winter die Wirkung ein Jahr später eintritt. Sehr gut ist die ständige Unterhaltung eines Komposthaufens, der bearbeitet, gepuht und mit künstlichem Dünger vermischt, einen guten Humus, wie auch gute Düngkraft liefert. Durch diesen Kompost läßt sich der Stalldünger von Zeit zu Zeit ersetzen.

Winter-Verbojen zu ziehen, verursacht nur wenig Mühe und durch Ausfaat gewinnt man Pflanzen sowohl für Töpfe als auch zum Auspflanzen in den Garten. Der Samen wird im Mai oder Juni in einen Topf gesät, die Sämlinge werden dann bei 20 Centimeter Entfernung auf ein Gartenbeet verpflanzt, woselbst sie stehen bleiben bis zum Herbst, alsdann werden sie vorsichtig ausgehoben und in Töpfe gepflanzt. Etwaige zu lange Pfahlwurzeln sind hierbei mit einem scharfen Messer abzuschneiden, denn sind sie zu lang, so biegen sie sich im Topfe krumm und können ein Kränkele der Pflanze verursachen. Die bepflanzen Töpfe können noch einige Zeit im Garten bleiben, sind aber vor Eintreten der Fröste in einem geschützten Raume unterzubringen. Sie sind im Winter nur wenig zu gießen und der betreffende Raum ist bei milder Witterung öfters zu lüften. Im April können sie dann auf die Blumenbeete oder ins Freie gebracht werden.

Nach zum Düngen der Primeln. Das nachfolgend angegebene Mittel steht in Bezug auf Willigkeit und durchschlagenden Erfolg unerreicht da. Man mischt 100 Liter Kuhwasser mit 10 Liter Jauche und begießt damit die Pflanzen alle 14 Tage. Die Blätter färben sich infolgedessen alsbald dunkelgrün, auch wenn sie wegen Nahrungsmangel früher schon gelblich geworden sind, und jeder Stod treibt 5-6 großblumige und sehr kräftige Dolben.

Löwenmaul. Dasselbe zählt zu den billigen Gartenzierpflanzen und hat trotzdem prächtig-gefärbte und -gemalte Spielarten aufzuweisen. Eine weithin leuchtende Spielart ist „Brilliant“ mit schönen feuerrothen und gelben Blüten. Auserblau, sind beim Löwenmaul fast alle Farben vertreten, denn es gibt weiße, gelbe, fleischfarbene, purpurfarbene Sorten und auch solche, wo mehrere Farben in einer Blüte vereinigt sind; ein sehr buntes Farbenspiel weisen die gestreiften Sorten auf. Diese haben das Eigenartige, daß auch die unteren Seiten ihrer Blätter gestreift und gestrichelt sind. Das Löwenmaul ist sehr anspruchslos, gedeiht fast an jeder Stelle im Garten, kommt sogar auf Mauern und in deren Ritzen fort.

Auspflanzung von Küchenkräutern. Man braucht von den ausdauernden Küchenkräutern nur eine oder wenige Pflanzen, die man am besten von einem Gärtner bezieht, da deren Selbstanzucht wenig lohnend ist. Dierher gehört der Schnittlauch. Er liebt einen sandigen Boden und sonnigen Standort. Für den Winterbedarf pflanze man sich zwei Exemplare in Töpfe und stelle sie an ein sonniges Fenster der Küche oder des Wohnzimmer. Estragon, Lavendel, Salbei, Thymian, Rauten und Wermuth sind raschwachsende Stauden, welche einzeln stehend in jedem Boden leicht wachsen. Sauerampfer und Pimpinelle (richtig genannt: Vibernelle) werden am besten als Einfassung an Ort und Stelle ausgesät. Man darf sie aber nicht zum Wachsen kommen lassen, sondern muß sie öfters abschneiden, damit sich junge Blätter entwickeln. Majoran zieht man erst im August, kauft man heran und pflanzt ihn auf eine sonnige Stelle reihenweise dicht aus. Er muß jedes Jahr erneuert werden. Petersilie ist zweijährig, weshalb es rathsam ist, jedes Frühjahr eine neue Ausfaat vorzunehmen, um nicht in Verlegenheit zu kommen. Man säe nur die gefüllte Krause, welche auch zum Garnieren von Schüsseln gern verwendet wird. Zum Wintergebrauch pflanze man einige Wurzeln in Töpfe oder Kübeln, ähnlich wie beim Schnittlauch. Genau wie Petersilie wird Kerbel gezogen. Bohnenkraut, Dill, Fenchel und Doretsch säet man am vorteilhaftesten zerstreut zwischen Gelberäben und Zwiebeln an; auf diesen Plätzen gehen sie dann jedes Jahr von selbst auf.

Stangenbohnen lege man nicht vor Mitte Mai und hüte sich dabei, nicht zu viel Reihen davon nebeneinander zu bringen, damit Licht, Luft und Sonne ungehindert einwirken können. Am zweckmäßigsten wähle man hierzu Beete, die von Nord nach Süd liegen, ziehe auf jedes Beet zwei Reihen von 60-70 Ctm. Abstand und mache in den Reihen sich gegenüberstehend 5-8 Ctm. tiefe Gräbchen mit ca. 40 Ctm. Abstand, in welche man je 4-5 Bohnen legt. Daneben steckt man die Stangen, läßt diese sich gegen das obere Ende hin kreuzen und legt in die dadurch entstandene Scheere die Verbindungsstange, an welche nunmehr die gekreuzten Stangen gebunden werden. Vortheilhaft legt man zwischen je 2 Stangenbohnenfelder ein solches mit Buschbohnen, von denen man ebenfalls je 4-5 Bohnen in 40-50 Ctm. von einander allseitig entfernte Gräbchen legt. Die jungen Bohnenpflanzen werden später bis an die Samenblätter behäufelt und die Beete mehrmals behäufelt.

Der einen unkultivirbaren Winkel hat, in welchen vielleicht von des Nachbarn vernachlässigten Garten oder von einem Wege etc. aus immer wieder Brennesseln, Quecken und die übrigen Räuberbande hereinbringen, der hebe einen Graben aus, vermische die Erde mit irgend welchem Dünger und stecke einige Stäbe Meerrettich hinein und lasse das ganze Zeug wachsen. In einem bis zwei Jahren hat der Meerrettich den Raum ausgefüllt und mit Blättern und Wurzeln eine unurchdringliche Mauer gegen alle Räuber gebildet. Zum Gebrauche sticht man sich die nötigen Wurzeln heraus. Marktfähig ist diese Waare nicht, aber gut zum eigenen Gebrauche.

Vieh-, Geflügel- und Singvögelzucht.

Schädliche Napskuchen. Wenn die Delfanten in der Delfa-brit nicht genügend erhit worden, so bleibt in den Napskuchen häufig ein Stoff, welcher, sobald die Kuchen in Wasser aufgelöst, das Senföl bildet, das im Verdauungskanal unserer Hausthiere sehr gefährliche, häufig mit tödlichem Ausgang verlaufende Entzündungen bewirkt. Da sich das Senföl in sehr auffälliger Weise durch seinen scharfen stechenden Geruch bemerkbar macht gibt es eine sehr leichte, von jedem Landmann auszuführende Probe auf die gesunde Qualität der Napskuchen. Man zerklöpft von letzteren eine Wenigkeit und rührt sie in einem irdenen Gefäß mit lauwarmem Wasser zu einem Brei. Bei schädlichen Napskuchen wird sich schon nach kurzer Zeit der eigenthümliche Senfgeruch bemerkbar machen. Solche Kuchen sind nur trocken, in ganz kleinen Mengen und an tragende Thiere überhaupt nicht zu verfüttern.

Gute Zuchtentien sollten nicht mehr als einmal im Jahr gerupft werden, weil sie sonst von dem gereichten Futter zu viel zur Bildung neuer Federn verwenden und der Fleisch- und Fettanlag, sowie die Eierproduktion darunter leidet. Nach dem Rupfen, das sich nur auf die lose stehenden Federn an Brust, Bauch und unter den Flügeln erstrecken darf, hat man doppelt gut zu füttern.

Zuchtentien reiche man als Futter eine Mischung Mais und Hafer zu gleichen Theilen, den man vorthellhaft 1/2-1 Liter Leinöl- oder Baumwollölmehl hinzusetzt und sie hierauf mit Wasser benetzt.

Alte, unfahrtrite Ziegenböcke schlachte man nicht, sie besitzen ein widerlich schmeckendes Fleisch; junglastritt und geschlachtet dagegen ist ihr Fleisch ebenso schmackhaft, wie das der Ziegen.

Bei sämtlichen Gänsehühnern setze man darauf, daß die Gänzen nicht nur groß, sondern auch schön geformt sind, also die Federn strahlenförmig nach allen Seiten stehen und sich etwas nach hinten neigen, damit das Gesicht frei bleibt. Flache Gänzen, deren Federn nach allen Seiten, also auch nach vorn neigen oder gar herunterhängen, sind unschön, behindern die Thiere am Sehen und beschmutzen sie beim Pressen und Sausen.

Selterswasser- und Brause-Limonaden-Fabrik.

Der von mir zu obigem Zwecke verwendete Doppel-Apparat ist der einzige Apparat hier am Plage, welcher innen mit einem Steingut-Cylinder ausgestattet ist. (D. R. G. M. Nr. 179264.) Die Fabrication des Wassers und der Limonaden ist daher die nur denkbar reinlichste und der Gesundheit zuträglichste. — Bei Bedarf von Selters- oder Sodawasser, sowie Citronen-, Limbeer- u. Waldmeister-Limonaden halte ich mich bestens empfohlen und sichere, durch Verwendung von nur den besten Materialien meiner werthen Kundschaft billige und prompteste Bedienung zu. 1893

Wilhelm Wolf,

Telephon 2655.

Karlstr. 40.



* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 117

(2. Beilage)

Mittwoch, den 20. Mai.

1903

Die Blüthe des Bagno.

Roman von Goron und Emile Gautier.

(Nachdruck verboten.)

Fortsetzung.

Nr. 883 ward schweigsam und finsterner Laune . . . eine wilde Wuth ergriff ihn, im Spiel gegen die Gesellschaftsordnung verloren zu haben. Oft fragte er sich, ob es nicht besser sei, gleich zu enden, sich in das Meer zu stürzen und den Haifischen zur Beute zu werden, die entlang der Küste ausspähten nach jenen Opfern, die ihnen das Hospital von Zeit zu Zeit spendete. Denn Begräbnisse gibt es auf diesen Inseln nicht, das Meer bildet die letzte Ruhestätte ihrer Bewohner.

Doch die Selbstmordideen verließen ihn bald, in kurzer Frist lebte er sich in die neue Existenz ein — sein Assimilations-talent siegte auch hier. Als geschickter Schauspieler markirte er den unterwürfigsten aller Gefangenen und gewann durch tausend kleine, slyk erdachte Gefälligkeiten schnell das Vertrauen seiner Leidensgefährten. Die Wächter notirten ebenfalls 883 als eine gut Disciplin haltende Nummer. Eines Tages, als er die Sträflinge in Revue vor sich aufmarschieren ließ, ermunthigte der Major Nr. 883, in dieser Haltung zu verbleiben, und deutete an, daß er ihm in zwei Jahren vielleicht eine Erleichterung des eisernen Regimes, unter dem er lebte, bewilligen werde.

Aber wenn er allein war, wenn alles um ihn schlief, dann beweinte Nozen, den Kopf in die Hände gestützt, seine Fehler und bedauerte bitter, so viel Fähigkeit und Talent verschwendet zu haben, um schließlich in der Zwangsjacke eines Galeerensträflings zu enden.

Er rang die Hände, seine Augen bligten in grimmer Wuth, wenn er sich sagte:

„O, ich werde mein Rache haben, und sie wird fürchtbar sein! Zu was würden mir denn alle Kenntnisse, so viel Kühnheit und mein erstürmter Geist nützen? Ich habe einen Fehltritt gethan, bin ausgeglitten, gut . . . aber ich werde mich wieder erheben. Ich muß von hier fortkommen, und die Feltion wird nicht umsonst gewesen sein. Ich war zu jung . . . doch jetzt, jetzt will ich, daß sich mir alles beugt, ich will, daß die Mächtigen der Erde mit mir zählen! Ja, ich werde von dieser verfluchten Insel fliehen; ich werde wieder im vollen Leben Fuß fassen und steigen, hoch und höher, auf einen goldenen Sockel, vor dem die Größten zu meinen Füßen liegen und meinen Schatz ansehen sollen. Hinfort will nicht nur Vermögen und Liebe, ich will, was alles umfaßt: Macht. Alle und alle will ich unter meiner Hand beugen. Ich will König sein, und mehr als König: Beherrscher der Welt.“

Männerehre und Frauentugend, Ruhm und Genie — ich werde das alles mit Füßen treten, wenn ich Gold habe, viel Gold, um alles Große und Edle zu ersticken. Die Menschheit soll nur noch ein Marionetten-Spiel sein, dessen Drähte ich halten werde. Nozen, dummer Lebemensch, geschickter Schwindler, Du bist todt! Ein anderer Mensch wird aus der Zwangsjacke der Nummer 883 hervorgehen. Vor dem neuen Eroberer werden sich alle im Staube winden. Ein Dämon soll Mensch werden und wird die teuflische Kunde um das goldene Kalb anführen.“

Vor den Augen des Sträflings, im Dunkel der Parade, erschien Paris, Paris, das er zerstücken wollte, Paris, das er mit Thränen und Blut überschwemmen würde . . . Aber nach

solchen Träumereien und Hallucinationen überlegte Nr. 883 lange. Er sagte sich, daß seine gute Führung ihn nach frühestens zwei Jahren nach dem Festlande versetzen würde.

Von der Königsinsel fliehen? Das war unausführbar. Die Flucht — Nozen wußte es wohl — war nur von Maroni aus möglich, dem Orte, wo die Verbannten und Sträflinge untergebracht waren, denen man nach genügend langem Aufenthalt im Bagno ein leichteres Geschick und eine relative Freiheit gewährt hatte. Er mußte es also auf jeden Fall durchsehen, dorthin zu kommen. Von dem Tage an, an dem er diese Idee ausgearbeitet, suchte Nr. 883 nach einem Mittel, sie zu verwirklichen.

Er stellte sich krank und wurde ins Hospital gebracht, dort strengte er sich an, durch resignirte Haltung und eifrige Frömmigkeit die Zuneigung der Pflegeschwestern zu erlangen. Man behandelte ihn mit Wohlwollen, doch bald begriff er, daß er von dieser Seite nichts zu erwarten hatte. Die Oberin empfahl ihn den Wärtern, aber dies war auch alles. Nozen war der Verzweiflung nahe. Kein Mittel kam ihm in den Sinn, das ihm zur Flucht von der Königsinsel verhelfen konnte. Um die Aufmerksamkeit der Behörde auf sich zu lenken, wäre die Gelegenheit zu einer muthigen That nöthig gewesen, oder er hätte sich durch einen jener Dienste hervorthun müssen, die man reichlich belohnt — obwohl man den, der sie erweist, betrachtet . . . Was würde ihm daran liegen!

Zu allem war er bereit, zu einer heroischen That wie zu einer gemeinen Feigheit. Die Hauptsache war, von der Insel fortzukommen; dafür würde er sein Leben wagen. Er entschloß sich, um die beiden hohen Gewinne zu spielen: Freiheit oder Tod.

7. Capitel.

Nr. 883 flichte geradezu sichtbar dahin. Die Wuth, hier als Gefangener zu den rohen Bagger-Arbeiten und der Gesellschaft unwürdiger, stupider Gefährten verurtheilt zu sein, versetzte Nozen in verzehrendes Fieber.

Jeden Abend, wenn er in seiner Hängematte lauerte, schloß er die Augen und seine Träumereien nach Größe und Macht begannen. Ach, frei zu werden! . . . Seine ganze Intelligenz und seine furchtbare Einbildungskraft strebten diesem Ziele zu.

Die verrücktesten Ideen durchliefen ihm den Kopf, doch in dem Chaos von Plänen war keiner durchführbar. Von tausend gab es nicht eine Chance, die Königsinsel lebend zu verlassen. Wüthende Zornanfälle rissen den Verurtheilten hin; er arbeitete lässig, und wenn ein Wärter ihn anrief, kam ihn die Lust an, dem Mann an die Kette zu springen, ihn zu erwürgen . . . um ein Ende zu machen. Doch immer wieder sagte er sich, wie unangebracht Widerstand und Verletzung der Disciplin seien, das hätte das Gegentheil herbeigeführt von dem, was er wollte: nach Maroni gesandt zu werden, um fliehen zu können. Trotz seiner inneren Erregung zwang er sich dann zu seiner ersten Taktik, der Unterwürfigkeit und Ergebenheit in sein Schicksal der Galeerensträflinge zu sein. Die oberen Beamten nannten ihn ein Muster . . . Als er bemerkte, daß man sich für ihn interessirte, spielte er immer mehr den Demüthigen, und Gelehrigen, und die Komödie des Verehenden gelang ihm meisterlich.

Er bebauerte seine schuldbolle Jugend und versprach, wenn seine Strafe abgelaufen sei, in Guyana ein trefflicher Kolonist zu werden, da ihm doch der Aufenthalt in der französischen Hauptstadt verboten sei. Und wenn er mit den Oberaufsehern, den höchsten Beamten, den frommen Schwestern oder den Aerzten sprach, gewann er nach und nach dank seiner harmonischen und klangvollen Stimme und seinen lebhaften, schimmernden Augen deren Sympathien, und doch — wie gern hätte er sie alle umgebracht, wenn er gekonnt hätte! Was lag ihm am menschlichen Leben! Er wäre stundenlang durch Blut gewatet, um zur freien Erde zu gelangen!

Eines Abends, als er in seine Träumereien versunken war und sich gerade in einem prächtigen Hause, umgeben von einer Menge ihm den Hof machender, hochstehender Leute sah, lenkte ein Geräusch von Stimmen seine Aufmerksamkeit ab. Es war eher ein Flüstern; man sprach leise, um nicht die Wächter anzu ziehen. Die Plauderer unterbrachen seinen Traum . . . versetzten ihn in die Wirklichkeit zurück. Mit weitgeöffneten Augen überblickte er die lange Reihe der Hängematten. Das nackte Holzwerk der Barade schien ihm, der noch eben wunderbare Salons im Schein elektrischer Kronleuchter gesehen, noch einmal so erbärmlich.

Das dumpfe Gespräch hörte nicht an. Nozen spitzte die Ohren.

„Ja, sagte eine Stimme, „das wäre möglich . . . aber dann müßten alle Genossen einig sein.“

„Ganz gewiß,“ antwortete eine andere, „doch das wäre nicht zu machen, man läge flink in Fesseln, mein Alter.“

„Und guten Morgen, Auskneifen.“

Auskneifen! Das Wort packte Nozen. Er war also nicht der einzige, der davon träumte! Ganz nahe bei ihm wälzten Sträflinge Fluchtgedanken in ihren Köpfen. Vielleicht würde er sich ihrer bedienen können, vielleicht würden sie für ihn die Rastanien aus dem Feuer holen.

„Weißt Du, wie viel hier Anarchisten sind?“ fragte einer der Sprecher.

„Man kann ihrer mindestens zehn zählen.“

„So viel, wie Wächter vorhanden.“

„Auf jeden einen.“

„Man müßte den Major überrumpeln.“

„Die Boote wegnehmen.“

„Und fort von der Galeere!“

„Ja, aber vor allem heißt es sich verständigen, ohne daß die Verwaltung etwas merkt.“

Nozen erhob sich und froh leise zu den Plaudernden.

Von ihren Hängematten herab betrachteten die beiden Anarchisten mit drohender Miene den Neuanfömmeling. Einer von ihnen hob schon die Hand zum Schlage, die nervenstarke Athletenhand eines Arbeiters.

„Habt keine Angst“, flüsterte Nr. 883, „ich bin ein Bruder“

„Ein Bruder?“

„Ja, und den Beweis dafür: ich will Euch das Mittel geben, das Ihr sucht. Ihr bedürft zunächst eines Anführers.“

„Ein Anführer“, brummte einer der Sträflinge. „Nie-mals . . .“

„Sagen wir einen Führer, einen Pfadfinder, einen, der das Schiffschiff zu steuern weiß. Hört mich übrigens nur an, and Ihr werdet mich verstehen. Ihr braucht ein Einverständnis mit den anderen Genossen. Ich werde Euch dazu verhelfen. Ihr wißt ja, daß ich hier so ein bißchen Freiheit genieße.“

Die Augen der beiden Verbrecher hefteten sich auf Nozen.

„Und diese Freiheit . . . womit hast Du sie erlangt?“

Nr. 883 ließ den Sprecher nicht ausreden.

„Ich habe sie dank meiner Demüthigung erlangt. Seit mich die bürgerliche Ungerechtigkeit ins Bagno gebracht hat, kenne ich nur ein Ziel: die Vergeltung; einen Gedanken: die Rache. Ach, Gefährten, glaubt Ihr denn, daß ich nicht unter der Tyrannie der Galeerenaufseher litt, wenn ich vor ihnen das Rückgrat beugte?“

Die beiden anderen hörten ihn schweigend an, von der Stimme Nozens eingewiegt und von seiner heuchlerischen Veredsamkeit bestrickt.

„Ja“, fuhr er fort, „ich litt, aber diese Vergünstigungen, die ich nur unter Zurücksetzung meines Stolzes erlangen konnte, unter schweren Kämpfen gegen den aufbäumenden Born, ich segne sie, denn sie werden dazu dienen, uns frei zu machen . . . Wollt Ihr mich haben?“

„Ja“, antworteten die beiden Genossen wie mit einer Stimme.

In diesem Augenblick wurde die Thür am äußersten Ende der Barade geöffnet.

Die Runde“, flüsterte Nozen. „Wald mehr.“

Mit Rasengeschwindigkeit schlüpfte er in seine Hängematte

zurück. Der Wächter ging vorüber und beleuchtete mit seiner Blendlaterne jede Ecke des Schlafraumes. Nichts Auffälliges war zu entdecken.

Nozen konnte nicht einschlafen. Wenn die beiden allzu Vertrauensseligen hätten errathen können, was in ihm vorging, es wäre ihnen rasch klar geworden, welchem Ziele dieser Judas zustrebte.

Nr. 883 machte sich einen machiavellischen Plan zurecht, dessen Ausführung ihn nach Maroni führen sollte. Einerseits wollte er die anarchistischen Genossen, mit denen er während der Arbeitsstunden verkehren konnte, aufheben, andererseits wollte er sich fortgesetzt unterwürfig zeigen. Was er brauchte, war ein ernsthafter, selbst blutiger Aufstand, nicht eine unbedeutende bald erstickte Meuterei.

Zunächst erwarb er sich das Vertrauen derjenigen Genossen welche die anarchistische Propaganda ins Bagno geführt.

Dieser erste Theil des Programms glückte Nr. 883 wunderbar.

„Jetzt kann ich“ so sagte sich Nozen, „endlich losmarschieren. Wenn ich diese Dummköpfe preisgebe, wird keiner von ihnen in mir den Verräther zu vermuthen wagen.“

In der That hielten all diese Revolutionäre in ihrer geistigsten Verkommenheit und Leichtgläubigkeit Nozen, der sie verrieth, für den Gründer einer neuen Zeit. Nicht einer durchschaute den teuflischen Plan, den er so klug erlann, um sie zu verderben.

8. Capitel.

Um das Abenteuer noch zu vergrößern hatte Nozen auch andere, nicht anarchistische Sträflinge mit dem Aufbruchgedanken vertraut gemacht. Von diesen hatte er eine Anzahl geschickt ausgesucht und unter den Schlimmsten seine Leute ausgewählt.

Nr. 883 hatte als tüchtigen Helfershelfer einen kleinen, aber starkgebauten Pariser Gassenjungen unter den Sträflingen gefunden, einen lustigen Kerl, der nichtsdestoweniger wilder und verschlagener war als alle anderen Genossen. Die Gefangenen des Bagnos auf der Königsinsel mochten den kleinen Pariser Vorstädter gut leiden, der sie mit seinen seltsamen Einfällen belustigte. Dabei war nicht zu vergessen, daß Bastien, so hieß der kleine Anarchist, wohl fähig war, sich Respekt zu verschaffen. Unter einem beinahe kindlichen Aeußern verbarg sich eine erstaunliche Muskelkraft und die Behendigkeit eines Clowns.

Nozen hatte den kleinen Mann gut erkannt und sich zunächst mit ihm verbündet, bevor er bei den übrigen Gefährten Propaganda machte. Der Schmeichler hatte sich das Vertrauen Bastiens derart gewonnen, daß dieser ungezogene, widerspenstige Mensch ihm blindlings gehorchte.

Macaron war freilich eine zu gewissenhafte Natur, und da die Pläne Nozens nicht die seinen kreuzten, fand er alles ausgezeichnet.

„Macaron“ hatte Nozen zu ihm gesagt, „willst Du frei werden?“

„Was Du sagst!“ erwiderte Bastien.

„Na, dann brauchst Du bloß die Augen über alles zuzudrücken, was Du mich wirst machen sehen. Wenn alle einwilligen, mitzumarschieren, wirst Du mich nicht verlassen, ich habe einen Adjutanten an meiner Seite nötig.“

„Natürlich bin ich dabei!“ Doch Bastien sah ihn scharf an sollte Nozen etwas im Schilde führen, um sich ein rothes Röschchen zu verdienen — oder wenn die Sache im letzten Augenblick mißriethe . . .

„O, versetzte Nozen mit seltsamem Lächeln, „habe keine Angst man wird die Sache nicht schief gehen lassen.“ —

Nach Wochen ängstlicher Erwartung kam endlich der von den Verschwörern angelegte Tag heran.

Am Abend sollten auf ein Signal Nozens sämtliche Aufriührer in Masse aus den Schlafräumen hervorkommen, die Wächter erwürgen, sich ihrer Waffen bemächtigen, die kleine, schlafende Garnison überrumpeln, auf die Schldwachen springen bevor sie Zeit zum Schießen gehabt.

Sobald dies alles geglückt, mußte die Insel in die Gewalt der Sträflinge fallen, die dann den Unterseetelegraphen abschneiden würden, welcher die Insel mit dem Festlande verbindet. Der Major, die Schwestern des Krankenhauses, Beamten usw. würden Gefangene sein, noch ehe jemand das Alarmzeichen geben könnte. Man wollte die Kasse beschlagnahmen und das Geld als Zehrpfennig für die Reise untereinander vertheilen. Es würde leicht sein, die verfügbaren Fahrzeuge zu bewaffnen und zu entfliehen, das englische Guyana zu erreichen. Dort würde man sich an einer einsamen Küste auschiffen, fern von jedem bewohnten Fleck; denn man mußte sich vor Wiederauslieferung in Acht nehmen. Von der Küste aus würde man sich in alle Richtungen zerstreuen. Jeder würde sich seinen eigenen Weg suchen, aber das gemeinsame Rendezvous sollte Paris sein.



Das Schicksal der ersten brandenburg-preussischen Kolonie.

Unter Friedrich Wilhelm I. hielt man es für zweckmäßig, die von dem Großen Kurfürsten ins Leben gerufene kleine Kolonie an der Guineaküste fahren zu lassen. Der König hatte keine Sympathien für die „Werke des Meeres“; als daher die holländisch-westindische Handelsgesellschaft für die Kolonie viertausend Dukaten und zwölf junge Mohren (deren sechs mit goldenen Halsbändern geschmückt sein sollten!) bot, ging er gern darauf ein. Der Gesellschaft blieb es überlassen, in Güte oder mit Gewalt die Besitznahme zu bewerkstelligen. Vielleicht dachte man, daß diese letztere Eventualität jedenfalls nur auf dem Papier bleiben werde, mußte doch die kleine Besatzung längst des undankbaren Dienstes müde sein; vielleicht dachte man auch gar nichts. Nun hatte, während die Unterhandlungen noch schwebten, der Befehlshaber von Groß-Friedrichsburg, dem nichts davon bekannt war, sich aus seiner afrikanischen Verbannung aufgemacht, seine Beschwerden selbst in Berlin vorzubringen, da er der Meinung war, man sei dort von der verhängnisvollen Lage des Forts gar nicht unterrichtet. Bevor er seine Reise antrat, übergab er dem verbündeten Negerherrscher, Jean Rung, die Festung, überreichte ihm feierlich eine brandenburgische Flagge und ließ sich von ihm versprechen, sie treu zu hüten, bis er aus Europa zurückgekehrt sei.

Rung erklärte nun, als die Beauftragten der Gesellschaft von ihm die Uebergabe der Festung verlangten, er habe gelobt, sie niemand zu übergeben, als dem Befehlshaber, aus dessen Händen er die Flagge erhalten; das Wort werde er lösen.

Da Vorstellungen nichts fruchteten, bat die Gesellschaft um den Beistand der holländischen Regierung, die einen Hauptmann und fünfzig Mann zur Besitzergreifung der Festung abschiedte. Rung ließ sie bis dicht vor das Tor rücken und empfing sie dort mit einer so wohlgezielten Salve, daß die ganze Truppe auf dem Platze blieb und nur der Hauptmann, schwer verwundet, entkam. Eine größere Streitkraft war eben nicht zur Hand; die Käufer mußten sich daher begnügen, über den Vorfall nach Berlin zu berichten und sich eine förmliche Abtretungsurkunde zu erbitten, die der König auch unbedenklich ausstellte. Rung aber beachtete die toten Papiere nicht; er hatte dem Befehlshaber sein Wort gegeben, nur in dessen Hand die anvertraute Flagge zu legen; das Wort mußte gelöst werden. Der Befehlshaber, der in Europa keine Ahnung von dem hatte, was auf Groß-Friedrichsburg vorging, kam nicht wieder; Rung verteidigte die Festung fort und fort gegen alle Angriffe, die von den Holländern mit stets gesteigerter Macht unternommen wurden, denn sie hielten es für Ehrensache, den Widerstand der Wilden zu bändigen, aber der wilde König kämpfte furchtlos und unbesorgt den Kampf weiter; wohl wild, denn er pflasterte den Vorhof der Festung mit den Schädeln der erschlagenen Holländer, als drohe er Tod und Verderben jedem Angreifer. Sieben Jahre lang setzte er ohne irgend eine Unterstützung oder Anerkennung den blutigen Kampf für sein gegebenes Wort fort, ein Beispiel ohne Gleichen. Und als endlich die Negerstämme, des Blutvergießens müde, den Kampf nicht mehr fortsetzen wollten, da verschwand Rung plötzlich mit der Flagge in den undurchdringlichen Wäldern seiner Heimat. Niemand hat wieder von ihm gehört; es war, als scheue er, vor den Menschen sich sehen zu lassen, da es ihm nicht gelungen, sein Wort zu lösen.

War je ein Held eines Denkmals würdig, so war es dieser arme Wilde.

Prozeßverfahren in der Moldau.

Der in der Schlacht bei Prag gefallene Preussische Feldmarschall Schwerin stand früher als Oberst in schwedischen Diensten unter Karl XII. Als der König sich nach der Unglückschlacht bei Pultawa in Bender befand und Schwerin zu ihm eilte, fand er beim Hospodar der Moldau, der die schwedische Nation sehr ins Herz geschlossen hatte, die gastfreieste Aufnahme. Einmal mußte er zu gegen sein, als der Hospodar einen Rechtsstreit zwischen zweien seiner Untertanen schlichtete. Der Richter saß auf einem erhöhten Stuhl, hörte beide Parteien und fällte dann sofort das Urteil. Darauf traten zwei andere vor ihn, und so wurden im Lauf einer Stunde vier Prozesse geschlichtet. Der Hospodar fragte nun den Obersten, wie ihm dies Verfahren zusage. „Sehr gut“, versetzte Schwerin, „wenn nur die Parteien mit dem Ausspruch zufrieden sind.“ Jener entgegnete: „Aber sind denn in Deutschland, wo die Prozesse viele Jahre lang dauern, beide Teile mit dem richterlichen Erkenntnis zufrieden?“ — „Nein“, gab Schwerin zur Antwort, „in der Regel nur einer.“ — „Nun, so ist's dort nicht besser“, schloß der Hospodar, „hier ist auch immer nur der eine Teil zufrieden.“



Große Einfalt.

Der bekannte fruchtbare Publizist Jakob Moser pflegte jeden Morgen ein geistliches Lied zu singen. Als er sich in Wien längere Zeit aufhielt, bewunderte ihn die Magd, welche ihn bediente, und wünschte auch solche Lieder singen zu können. Moser kam ihrem Wunsche nach, ließ ihr sein Gesangbuch, indem er noch bemerkte, daß gegen die katholische Religion nichts darin enthalten sei. Am anderen Morgen hörte er anhaltendes, stöðweißes Singen ohne eigentliche Melodie. Als das Mädchen ins Zimmer kommt, fragt er sie: „Was haben Sie denn gesungen?“ „Ein sehr schönes Lied“, versetzte sie. „O, es ist schade, daß man es nicht auswendig lernen kann, weil es so lang ist.“ „Zeige mir doch das Lied.“ Sie holte das Gesangbuch und da stellte sich heraus, daß sie — das Register gesungen hatte.



Eine rechtzeitige Ermahnung.

Friedrich Wilhelm IV. führte bekanntlich mit seiner Gemahlin eine äußerst glückliche Ehe, nur ließ ihn mitunter sein heißes Blut schnell in Horn geraten. Ein glücklich angebrachtes Wort oder eine feine liebenswürdige Wendung vermochte jedoch den König ebenso leicht wieder zu versöhnen. Kurz vor Antritt seiner Regierung fragte bei einem derartigen Anlaß die sanfte Kronprinzessin, ob ihr Gemahl nicht von seiner Festigkeit lassen wollte. „Sei unbesorgt, bin ich erst einmal König, so werde ich dir niemals mehr Gelegenheit zu dieser Klage geben!“ lautete Friedrich Wilhelms scherzhafte Entgegnung. Die nachmalige Königin Elisabeth hatte nicht vergessen, was ihr hoher Gemahl der Kronprinzessin versprochen, und als eines Tages der König gegen einen Rat heftig aufbrauste, daß seine Stimme bis in das Nebenzimmer drang, in welchem Königin Elisabeth zufällig weilte, öffnete die geistvolle Frau mit hastiger Bewegung die Tür, blieb jedoch wie zögernd auf der Schwelle stehen, indem sie sagte: „Verzeihung für meinen Irrtum; ich glaubte den König zu treffen, doch ich gewahre soeben, daß nur der Kronprinz anwesend ist.“ Einen Moment stupte der Monarch, dann schritt er mit liebenswürdigem Lächeln seiner Gemahlin entgegen, und indem er die Königin tiefer in das Zimmer führte, hörte der erstaunte Rat, wie Friedrich Wilhelm wieder ganz heiter gelaunt sagte: „Du hast ein besseres Gedächtnis als ich, aber der König hat dich verstanden, und er dankt für den zarten Wink!“ Hierauf wandte sich der Monarch völlig versöhnt zu dem unglückseligen Rat und erzählte diesem mit freimütigem Humor, an welche kleine Episode Königin Elisabeth soeben ihren Gemahl erinnert hatte.





Feuer und Licht.

Wenn ihr jetzt in wenig Sekunden mit einem Streichholz die Petroleumlampe oder Gasflamme entzündet oder gar durch einen leichten Druck auf einen unscheinbaren Knopf an der Wand das elektrische Licht erstrahlen laßt und so in einem Augenblick dunkle Nacht in hellen Tag umwandelt, macht ihr euch keine Vorstellung davon, mit welchen Schwierigkeiten beim Lichtmachen noch eure Großeltern zu kämpfen hatten, und mit wie kümmerlicher Beleuchtung sie bei abendlichen Arbeiten sich behelfen mußten.

Zum Licht- und Feuermachen gehörte zunächst eine Feuerlade, nämlich ein fester hölzerner Kasten von etwa 30 Zentimeter Länge mit drei Abteilungen: zwei kleineren an jedem Ende, in welchen Bündschwamm oder eine aus halbverkohltem Leinen- oder Baumwollenzuge selbst bereitete Bündmasse lag, und einer größeren in der Mitte, in welcher Stahl und Feuerstein nebst leicht entzündlichen Holzstäbchen oder Papierstreifen sich befanden. Sollte Licht gemacht werden, so mußten mit Stahl und Stein Funken auf die Bündmassen geschlagen und, wenn sie gefangen hatten, durch Anblasen zu stärkerer Glut angefacht, und an dieser wieder mit Hilfe starken Blasens ein Bündstäbchen entzündet werden. Dazu gehörte Geschick und Geduld, da mit abwechselndem *pid, pid und puh, puh* manche halbe Stunde und mehr verbracht wurde. Der glimmende Zunder mußte darauf schnell mit einem schweren hölzernen Stopfen zusammengedrückt und ausgelöscht werden, damit nicht die ganze Masse mit einem Male verkohlte und unbrauchbar wurde. Ein großer Fortschritt war es, als die Stäbchen oder Papierstreifen durch Eintauchen in geschmolzenen Schwefel mit einem Schwefelköpfchen versehen wurden, das an der glimmenden Bündmasse sich leichter entzünden ließ.

Mit dem brennenden Bündholz war die Kerze oder Lampe leicht anzustecken, aber was für ein kümmerliches Licht gab das! Die Kerzen, aus Unschlitt oder Talg um einen Docht gegossen, von sparsamen Hausfrauen auch wohl selbst aus gesammeltem Hammel- und Rinderfett bereitet, waren nur für das Zimmer; Küche und ärmere Leute mußten sich mit offenen Oel- oder Tranlampen begnügen, deren aus Fäden gedrehter Docht an einem ausgezogenen Ende — der Spitze — herausragte. Wenn der brennende Docht verkohlte, was immer recht bald geschah, dann mußte er aus der Lampe hervorgezogen und an der Kerze gepußt werden; das tat man mit einer Haarnadel, mit den Fingern oder mit einer Lichtschere, d. h. mit einer Art Schere, die auf einem Arm ein Rüstchen oder Häuschen trug, in welches ein auf dem anderen Arm stehendes Blatt das abgeschnittene Dochtende hineindrückte und löschte. Wurde nicht oft genug gepußt, so ragte der glimmende Docht aus der Lichtflamme hervor, qualmte und dunkelte und brachte den geschmolzenen Talg zum Ueberfließen, wodurch die Kerze beschädigt und ebenfalls zu schlechtem Brennen veranlaßt wurde. Und wie oft wurde beim Abschneiden das Licht ausgelöscht und mußte dann, wenn nicht ein anderes in der Nähe brannte, mit großer Mühe wieder angesteckt werden! Wohl war unseres großen Dichters Goethe Seufzer berechtigt, der nichts besseres wünschte als ein Licht, das nicht gepußt zu werden brauchte.

Die gelbbrennende Talgkerze gab nur ein höchst kümmerliches, nach heutigen Begriffen sogar für grobe Arbeit ganz unzureichendes Licht, und doch wurde dabei gelesen, geschrieben und feine Handarbeit gemacht, und nicht etwa hatte jeder sein besonderes Licht, sondern vier, fünf Personen, die ganze Familie saß um ein Licht herum, über die Arbeit gebeugt, und es war nichts Seltenes, daß plötzlich eine helle Flamme aufschlug, weil die liebe Mutter mit ihrer Haube der Kerze zu nahe gekommen war.

In vielen Beziehungen besser wurde es, als die Stearinkerzen aufkamen, zu deren Bereitung nur ein Teil des Fettes, nämlich die aus demselben abgesonderte Stearinsäure, dient. Diese Kerzen sind fester und weißer, zünden weniger, geben weißeres Licht und brennen leichter, so daß ein dünnerer Docht ausreicht, der seltener oder gar nicht mehr gepußt zu werden braucht. Solche Kerzen gibt es ja noch heute, aus Stearin oder anderen Fetten bereitet, die zu festlicher Zimmerbeleuchtung gern benutzt werden, obwohl sie für den Alltags- und Arbeitsgebrauch vollständig durch viel heller und billiger brennende Lampen verdrängt sind.



Spiele im freien.

Bauernschicken.

Zwei Knaben werfen sich zu Häuptlingen auf. Einer um den andern wählt sich aus der Schar die besten Häuser aus, so daß zwei Häufen entstehen. Nun sendet ein Häuptling einen Knaben aus, welcher sich etwa auf 50 Schritte weit entfernt. Der andere Häuptling schickt einen guten Häuser nach, von dem er glaubt, daß er den Sendling erhasche. Sobald dieser eingeholt wurde und einen Schlag erhalten hat, so tritt er unter die Notmäßigkeit des neuen Häuptlings. Konnte er aber seine Partei erreichen, ohne erhascht worden zu sein, so ist der Jäger Gefangener und tritt zur anderen Partei über. Im ersten Falle muß der Häuptling einen Knaben vorschicken, im zweiten Falle der erste. Es ist oft interessant, zu sehen, wie gut die Häuptlinge die Gewandtheit und Kräfte ihrer untergebenen Leute abwägen und kennen.



Rätsel und Aufgaben.

Welch ein Geschöpfchen!
Wie auch geboren,
Wie wachsen Ohren
Ihm an dem Köpfchen.
Es klingt wie Märchen!
Hat es ein Döhrchen,
Hat es kein Köpfchen;
Hat es ein Köpfchen,
Hat es kein Döhrchen,
Das arme Tröpfchen.

2. Fehl ich, fehlt in vielen Dingen
Mut und Kraft dir zum Vollbringen,
Aber tauschst du Kopf und Schwanz,
Hemm ich dich in vielen Dingen,
Hemme dich sogar beim Tanz.
3. Mit i dir fern, doch siehst du mich entzückt,
Mit e dir nah, doch ewig dir entrückt.



Scherzfragen.

1. Welcher Stein hat zwei Stimmen?
2. Welcher Tod ist vor alters unbekannt gewesen?



Auflösung der Rätsel in letzter Jugendnummer.

1. Regenbogen. — 2. Gesangbuch. — 3. Rain — Main.

